

Ein Wochenende Zeit für **eifrige Zuhörer,**
eingängige Lieder, ein wichtiges Organ und
sieben Sachen, die nichts damit zu tun haben

FR7

02. 11. 2019



Ganz Ohr

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

haben Sie etwas auf dem Herzen? Wahrscheinlich, denn das haben wir ja alle immer irgendwie. Deshalb wünschen wir Ihnen, dass sich in Ihrem Leben liebe Menschen tummeln, die zuhören. Menschen also, die „ganz Ohr“ sind, wie eines der hübschesten Sprachbilder im Deutschen lautet.

„Ganz Ohr“ wollen wir in dieser Ausgabe von FR7 auch sein – hellhörig für Geschichten, die schönen und die weniger schönen. Hellhörig für das, was die Welt uns mitzuteilen hat, für die Schwingungen des Lebens. So, bevor wir jetzt allzu sehr in den Kitsch abgleiten, versichern wir Ihnen: Wir haben uns dem Ohren-Thema auch ganz wörtlich gewidmet. Überhaupt müssen wir Ihnen einen riesigen Dank aussprechen, dass sie uns schon so lange zuhören, oder besser: zulesen. Wir sind diesen Samstag ja schon bei der 161. FR7-Ausgabe angekommen. Wie wunderbar, dass Sie uns noch immer die Treue halten – oder wieder – oder dass Sie zum ersten Mal ein FR7 aufschlagen. Aber jetzt frühstücken Sie erst mal und seien Sie „ganz Ohr“, was Ihre Lieben zu erzählen haben. Gleich danach dürfen Sie loslesen.

Hören Sie mit uns genau hin!

IHRE FR7

FR7@fr.de



Hellhörige Gegend.

UNSER COVER

So ein Ohrensessel macht doch gleich Lust, sich hineinzuschmiegen und einer guten Geschichte zu lauschen. Fotograf Steven Taylor (Getty) hat darin bestimmt Mittagspause gemacht.



„Wer dabei einschlafen kann: bitte.“

PHOTOCASE, AUTORENBILD: PETER JÜLICH

Helene Fischer im Paukengang

Wie wird man Ohrwürmer bloß wieder los?

Von Tanja Kokoska

Eines steht schon mal fest: Ein Ohrwurm hilft nicht gegen Ohrwürmer. Früher, sehr viel früher, wurden die kleinen flinken Tierchen in pulverisierter Form gegen Ohrenkrankheiten verabreicht, wobei man damals wohl eher an Mittelohrentzündungen, Schwerhörigkeit oder ein verletztes Trommelfell dachte und nicht an Johann Sebastian Bachs „Goldberg-Variationen“, die einem nicht mehr aus der Birne gingen.

Je nach Sprachraum wird das Insekt Ohrlaus, Ohrkriecher oder auch Ohrengrübler genannt: ein Name, der seinem unsichtbaren Verwandten – dem in den Hirnwindungen festsitzenden Musikstück – weitaus gerechter würde. Solange „Cheri Cheri Lady“ im Kopf Dauerschleifen dreht, ist alles Grübeln zwecklos, Dieter Bohlens Kastratengesang drängt sich immer wieder in den Vordergrund. Wer sich so einen Ohrwurm eingefangen hat, wird ihn nicht so schnell wieder los. Die Methode, einen Blumentopf mit Stroh, Holzwolle oder Heu auszustopfen und mit der Öffnung nach unten aufzustellen, die Würmer hineinkrabbeln zu lassen und dann im Freien zu entsorgen, hat jedenfalls mit „You Can Win If You want“ noch nie funktioniert.

Neurologen nennen das Phänomen „Involuntary Musical Imagery“, also Musikbilder, die ungewollt entstehen. Besonders empfänglich seien Menschen, die beim Musikhören starke Gefühle empfinden, sagt Eckart Altenmüller, Neurophysiologe und Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musikermedizin in Hannover. Dazu zählten vor allem Frauen, professionelle Musiker und introvertierte Charaktere; man kann jede etwas einsilbige Orchesterflötistin nur bedauern.

Im schlimmsten Fall dreht ein Ohrwurm bis zu drei Wochen lang seine Runden, vorbei an Hammer, Amboss und Paukengang, bis er endlich, endlich wieder hinausfindet, genauso plötzlich, wie er hineingeraten war. Londoner Forscher fanden heraus: Meistens bleibt so ein „sticky song“, so ein klebriges Lied, in den Köpfen hängen, weil man sich nicht daran erinnert, wie es aufhört. Das

menschliche Unterbewusstsein neige dazu, unterbrochene Gedanken oder auch unvollendete Aufgaben beenden zu wollen, vorher könne es sie nicht als „erledigt“ abhaken. Die Experten raten deshalb dazu, sich den Ohrwurm bis zum Ende anzuhören, so hart das im Einzelfall („I’ve Been Looking For Freedom“, „Wind Of Change“, „Live Is Life“) auch sein mag. Andere schwören darauf, mit einer „neutralisierenden Melodie“ gegenzusteuern – also „Atemlos durch die Nacht“ mit dem „Ketchup Song“ zu übergießen. Eine Methode, die an einen Ernie-und-Bert-Sketch erinnert, in dem Ernie das nervtötende Tropfen eines Wasserhahns bekämpft, indem er den Staubsauger einschaltet. Wer dabei einschlafen kann: bitte.

Am besten ist es wohl, ohrwurmtaugliche Musik – simple Melodien mit vielen Wiederholungen sowie abwechselnd steigenden und fallenden Tonhöhen (siehe: „Alle Meine Entchen“) – schlichtweg zu meiden. Was allerdings den strikten Boykott von Dudelsendern, Telefonwarteschleifen, Fahrstühlen, Einkaufszentren (insbesondere zur Weihnachtszeit, siehe: „Last Christmas“), öffentlichen Verkehrsmitteln (siehe: Mitreisende mit wummernden Stöpseln in den Ohren), Supermärkten und Restaurants bedeuten würde. Die Konsequenz: Der Mann vom Rewe-Lieferservice wäre wohl bald der einzig verbleibende Sozialkontakt. Vorausgesetzt, er trägt Noise-Cancelling-Kopfhörer.



Seit einer Woche hört FR7-Redakteurin Tanja Kokoska Stimmen. Besonders zwei: Lady Gaga und Bradley Cooper. „In the shallow, shallow. In the shallow, shallow. In the shallow, shallow ...“

An Conni führt kein Weg vorbei

Vorlesen ist eines der schönsten Rituale überhaupt. Aber warum sind moderne Kinderbücher so langweilig?

Von Anne Lemhöfer

Als ich vor neun Jahren mit meiner großen Tochter schwanger war, habe ich Kinderbuchgeschäfte heimgesucht wie früher Plattenläden. Vor Rührung wusste ich kaum, wohin mit mir. Die Heldinnen und Helden meiner Kindheit, alle waren sie noch da! Die dreijährige Susi ging immer noch mit ihrem Esel Benjamin allein auf Wanderschaft an den Strand des griechischen Dörfchens, in dem sie mit ihren Auswanderer-Hippie-Eltern lebt, ohne einen einzigen Tag zu altern. Lotta aus der Krachmacherstraße mopste das Fahrrad der Nachbarin Tante Berg. Michel aus Lönneberga hisste statt einer schwedischen Flagge seine Schwester Ida. Und im Wimmelbuch von Ali Mitgutsch düste ein Krankenwagen zum Schauplatz eines Verkehrsunfalls.

Ja, so ist das: Die Welt ist schön, allerdings auch verwirrend und angsteinflößend („Benjamin, wir haben uns verlaufen!“), schrecklich ungerecht („Ich will aber auch ein Fahrrad!“), bevölkert von spaßfeindlichen Eltern („Miiiiiiiih!“) und Schwerverletzten („Mama, hat der Mann auf der Straße jetzt Aua?“). Manchmal muss man lange reden, bevor das Licht ausgeknipst werden kann. So ist Literatur. So ist Vorlesen. So bin ich groß geworden.

Doch drei Jahre später lernte ich Conni kennen. Conni ist ein Mädchen, dem der Carlsen-Verlag eine kaum zu überblickende Reihe an Bilderbüchern widmet – ein notorisch gut gelauntes Kind mit Ringelhemd, Latzhose und einer Schleife im Haar. Ihr Leben entbehrt jeder Dramatik, jedes Fünkchens Anarchie. Der Humor ist im Conniversum auch noch nicht erfunden. Meine Tochter allerdings liebte Conni jahrelang wie eine Schwester. Für mich war sie das nervige Besuchskind, das nie nach Hause ging. „Conni lernt Radfahren“, „Conni macht das Seepferdchen“, „Connis erster Flug“: Ich kann jedes einzelne Buch mitsprechen. Ohne dabei einzuschlafen. Eine echte Kunst. Dabei hatte ich mich so aufs Vorlesen gefreut.

Doch die poesiefreie Sprache der „Conni“-Reihe lässt sich nicht schön lesen, sie ähnelt einem Hinweisblatt („Was tun, wenn es brennt?“). Conni ist das ödeste Role Model der Kinderliteratur der letzten 200 Jahre. Dagegen sind „Nesthäk-

chen“ von 1913 und der „Kleine Häwermann“ (1849) echte Revoluzzerinnen und Revoluzzer. Individuen, die der spießigen Welt der Erwachsenen mit Fantasie und Abenteuerlust begegnen. Die wichtigste Person in den „Conni“-Büchern jedoch ist Connis Mutter (Papa ist meistens auf Arbeit). Sie weiß alles und hat immer die besten Ideen – zum Beispiel, zu Ostern Kräuter auf einem Wattebausch zu züchten, denn: „Kresse enthält ganz viel Vitamin C, B-Vitamine, Kalium, Calcium, Eisen und Phosphor.“ Hätte die Rote Zora vielleicht auch erst mal die Mama fragen sollen, bevor sie ihren Freund Branko aus dem Gefängnis befreit? Geht nicht. Sie hat gar keine.

Als ich in den 1980er Jahren ein Kind war, muteten Kinderbücher schon den Kleinsten einiges zu. Und unsere Eltern uns, was Teil des wunderbaren Rituals war, für das unsere Familie eigens einen „Geschichtensessel“ hatte. Bärenmütter starben, Kinder litten Hunger oder mussten ins Internat. Der Zweite Weltkrieg war durchaus Thema („Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“), Erziehungsberechtigte kamen oft gar nicht vor. Warum gelten Astrid Lindgrens „Kinder aus Bullerbü“ eigentlich als Inbegriff der braven Literatur, als Idylle schlechthin, die jedem coolen Menschen ein Graus sein sollte? Das Gegenteil ist der Fall. Jedes einzelne Kapi-

tel würde heute das Jugendamt auf den Plan rufen. Kinder laufen kilometerweit ohne Erwachsene zur Schule? Springen von Hausdächern? Sind wilden Stieren und Heuböden ohne Geländer schutzlos ausgeliefert? Entwickeln, Gott bewahre, ihre Ideen selbst? Connis Mutter hätte viel zu tun in den Büchern meiner Kindheit. Mit ihrer Kresse auf der Fensterbank käme sie da trotz der ganzen guten Vitamine nicht sehr weit.

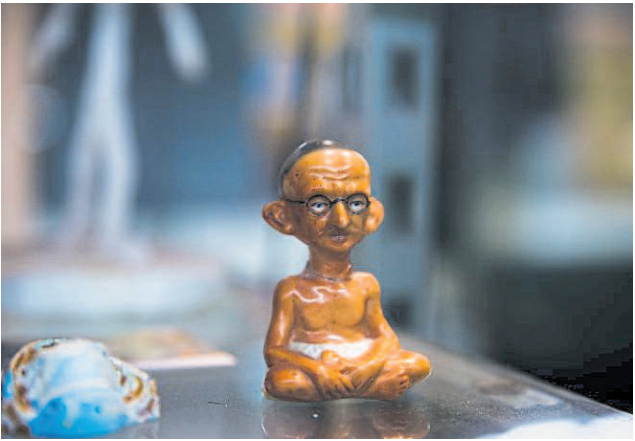
Vielleicht ist es kein Zufall, dass meine Kinder mittlerweile genau diese Klassiker besonders lieben (Daaanke!): den Räuber Hotzenplotz und das kleine Gespenst, den Zauberer von Oz und das doppelte Lottchen, Ronja Räubertochter und die Maus Frederick. Ich liebe es, mit jedem Wort, jedem Satz, jedem Kapitel eine Parallelwelt ins abendliche Kinderzimmer zu holen, eine Parallelwelt, in der auch Brüche und Traurigkeit erlaubt sind. Warum sind viele Kinderbücher heute so wenig verstörend? So steril? So voller Einhörner statt echter Personen? Ich fürchte, es hat mit dem Zeitgeist zu tun. Passte „Pippi Langstrumpf“ noch perfekt zur antiautoritären Kinderladenbewegung, ist „Conni“ der Soundtrack einer Kindheit bei Helikoptereltern. Dabei brauchen Vorlesegeschichten Widerstandsgeist – wie Literatur überhaupt. Ich glaube, ich krame mal wieder die „Rote Zora“ hervor.



„Manchmal muss man lange reden, bevor das Licht ausgeknipst werden kann.“



FR7-Redakteurin Anne Lemhöfer freut sich, dass sie ihrem fünfjährigen Sohn jetzt abends „Mio, mein Mio“ vorlesen darf – statt zum 87. Mal „Ich habe einen Freund, der ist Busfahrer“.



CHRISTOPH BUSCH

„Was er sagt, das hilft.“

Ein Mann hört hin

Drehbuchautor Christoph Busch mietet einen U-Bahn-Kiosk und bietet den Menschen an, ihren Geschichten zu lauschen. Was erzählen sie ihm? Ein Besuch in Hamburg

Von Stefanie Maeck



MICHAEL AITHAUS

„Ich wollte gar nicht als Gutmensch in Erscheinung treten.“

Immer wieder saß ein Fremder vor ihm und erzählte von Einsamkeit, Kündigung oder zerbrochener Liebe

Um 15.30 Uhr, zum verabredeten Zeitpunkt, ist Christoph Busch beschäftigt. Durch die Glasscheiben des Häuschens, das einmal ein Kiosk an der U-Bahn-Haltestelle Emilienstraße war, Linie U2 der Hamburger Hochbahn, ist er gut zu erkennen. Der Körper aufrecht, die Augen wach und konzentriert auf sein Gegenüber geheftet: Eine junge Frau, blonder Pagenkopf, sitzt dort in der Kiosknische auf einem Klappstuhl, Designertasche vor ihren Füßen, und redet und redet. Manchmal blicken ihre Augen zur Seite auf den Bahnsteig. Passanten eilen vorbei, manche schielen neugierig durch die Glasscheiben zu ihr hinein. Doch die Frau wirkt ganz bei sich. Das Gesicht ist gelöst. Die Passanten hat sie vergessen.

Eine Viertelstunde später öffnet sich die Tür: Swantje, so heißt die Frau, und Christoph Busch umarmen sich, sie haben einen neuen Termin vereinbart. „Das ist ein gutes erstes Gespräch gewesen“, sagt Busch, etwas „über eine Umbruchs- und Neuorientierungssache“, auch um eine Beziehungskrise gehe es. Er trinkt ein Glas Wasser, so, als müsste er seine Energie zwischen den Gesprächen neu auffüllen. Dann bittet er, auf dem Klappstuhl Platz zu nehmen.

Die Nische, in der eben Swantje saß, ist heimelig. Dunkelgrüne Samtvorhänge spenden von der Seite her Schutz. Davor ein runder Tisch, eine kleine silberne Lampe wirft eine Lichtinsel auf den Boden, bis auf gerahmte Schwarzweißfotografien und Souvenirs ist es schlicht. Nichts, was vom Besucher und seiner Geschichte ablenken könnte. Zu den Grundrissen von Christoph Busch gehört es, dass er vertraulich mit dem umgeht, was ihm seine Gäste erzählen.

Busch, 73 Jahre, schmales Gesicht, feine runde Silberbrille, wirkt jugendlich, und, an diesem Ort, unweigerlich wie ein Pastor, der die Beichte abnimmt. „Doch eigentlich“, widerspricht er diesem Bild, „wollte ich mit dem Kiosk gar nicht als Gutmensch in Erscheinung treten“. Da war nur diese Sehnsucht, wieder näher

am Puls des Lebens zu sein. In seinem eigenen, erzählt Busch, der Drehbuchautor ist, habe es immer wieder Umbrüche gegeben: Der Wechsel vom Jurastudium zum Film, die späte Familiengründung: Busch war 59, als die beiden Töchter kamen. Jetzt läuft der Familienalltag geregelt, und er hätte einfach in seinem Büro, idyllisch am Weiher gelegen, arbeiten können: Drehbücher und Hörspiele für Fernsehen und Radio schreiben.

Doch Busch zieht es in den Hamburger Untergrund, in die dunkle U-Bahn-Welt. Warum ausgerechnet hierher, in den unwirtlichen, lichtlosen Schacht? Als an dem Kiosk, auf dem als Werbung lange Zeit die Skyline von Singapur klebte, das Schild „Zu vermieten“ hing, rief Busch spontan die Hamburger Hochbahn an: „Die hatten es nicht eilig“, es dauerte eine Weile, bis er die Schlüssel zu dem acht Quadratmeter großen Raum überreicht bekam. Zuerst riss er die Skyline von den Wänden, putzte die Fenster und zog schließlich ein mit seinem Laptop, einer Apothekerdose mit duftendem Weihrauch und einem winzigen Buddha, seiner Lieblingsfigur, die er ins Fenster stellte. Schnelles WLAN gab es zum Glück schon. Die Idee: „Ich wollte einen Roman über einen Menschen schreiben, der das erste Mal Gefühle empfindet.“ Die vorbeihastenden Fahrgäste sollten ihn als Umgebung inspirieren – und vielleicht ergäbe sich ja das eine oder andere gute Gespräch.

Doch dann klopfen plötzlich Leute an seine Tür oder standen neugierig an der Verkaufsluke: Was er da mit dem Laptop mache? „Ich schreibe, und wenn Sie wollen, höre ich auch mal zu“, antwortete Busch. „Ah, Sie hören zu“, erwiderten die Menschen fasziniert. „Das tut ja heute keiner mehr.“

Es geschah das Unglaubliche: „Ich wurde überrannt, es war ein Rausch!“ Busch hatte ein Schild aufgehängt: „Ich höre zu! Eine Geschichte oder nur einen Satz. Erlebnisse oder Wünsche. Glück oder Unglück.“ Und er hatte ein Ohr dazugemalt.

Kaum hatte er ein Gespräch beendet, saß wieder ein Wildfremder vor ihm und erzählte von Einsamkeit, von Kündigung oder zerbrochener Liebe. Es waren vor allem die unglücklichen Leben, die es drängte, von sich zu erzählen. Kaum gelang es ihm, zwischendurch ein Glas Wasser zu trinken, die Geschichten gingen ineinander über, sie verschwammen. Als erste Konsequenz besorgte er sich eine Uhr; so konnte er Gespräche, die ihn überforderten, nach maximal einer Stunde höflich beenden. Er ist weder Psychologe noch besitzt er eine besondere Gesprächsausbildung. Hier, in seinem Kiosk, ist er einfach Christoph Busch und hört zu.

Was ihn selbst wundert: „Ich traue mich hier unten Sachen, über die ich selbst staune.“

Es klopft an die Tür. Ein Mann, gelber Anorak, rundes Gesicht, die hellen blauen Augen suchend, steht im Türrahmen: Herr Kremm aus dem Viertel. Der Rentner ist gekommen, um Christoph Busch ein Gutachten aus dem UKE, dem Universitätsklinikum Eppendorf, zu bringen. Kremm, 67 Jahre, ist so etwas wie ein Stammesbesucher. Gemeinsam sind sie einmal seine komplette Lebensgeschichte durchgegangen, zu der einst auch ein Aufenthalt in der Psychiatrie des UKE gehörte, Pavillon 5, Untergeschoss, wegen Provokationen im Schulunterricht. Kremm will heute aber nicht über sich, sondern über Busch sprechen.

Er schätze dessen „vorzügliche Empathie“: „Christoph sagt nicht viel, aber was er sagt, das hilft.“ An einem Wintertag hatten sie zum ersten Mal Kontakt – Kremm stand auf dem Bahnsteig, trug seine maigelgelbe Pudelmütze mit den drei schwarzen Punkten und benahm sich zunächst abweisend wie eine Diva. Gemeinsam blickten sie auf „seine derzeitige Misere“. Busch habe ihm geholfen, vom ständigen Grübeln zu einem „runderen Gefühl“ mit sich zu kommen. „Ich genieße heute die Sonne seiner Zuwendung.“

Nicht immer habe er den Kiosk glücklich verlassen, „aber das ist wie Wach-



Montenegro

„Wilde Schönheit“

9. bis 16. Mai und 17. bis 24. September 2020

FÜR ABONNENTEN:
ZUSATZAUSFLUG
ALBANIEN
KOSTENFREI!

Montenegro, kaum größer als Schleswig-Holstein, heißt Sie mit einer zauberhaften Landschaft von Stränden, Seen, Gebirgen und einem Bilderbuch europäischer Geschichte willkommen. Entdecken Sie die eindrucksvollen Naturlandschaften des Skutari-Sees und den südlichsten Fjord Europas, die Bucht von Kotor. Einsame Bergdörfer erwarten Sie ebenso wie pulsierende Altstädte mit mediterranem Flair.

Reiseverlauf:

1. Tag: Flug von Frankfurt nach Dubrovnik – Transfer zu Ihrem Hotel in Budva, Montenegro
2. Tag: Stadtbesichtigung Budva
3. Tag: Ganztagesausflug Cetinje – Njegos – Kotor
4. Tag: Ganztagesausflug Bar – Skutari-See
5. Tag: Zusatzausflug Albanien (ganztägig, fakultativ)
6. Tag: Ganztagesausflug Tara-Canyon – Podgorica
7. Tag: Zur freien Verfügung
8. Tag: Rückflug nach Frankfurt

Leistungen & Preise

Eingeschlossene Leistungen:

- Flug mit Lufthansa von Frankfurt nach Dubrovnik und zurück in der Economy Class
- Transfer Flughafen – Hotel – Flughafen
- 7 ÜN im 4-Sterne-Hotel Tara in Budva o. ä.
- Halbpension (Frühstück und Abendessen)
- Ausflüge und Besichtigungen gem. Reiseverlauf inklusive der Eintrittsgelder
- Örtliche, Deutsch sprechende Reiseleitung
- Kurtaxe
- Reiseunterlagen inkl. Reiseführer (Polyglott o. ä.)

Reisepreis pro Person:

- 999,- € im Doppelzimmer
 - 195,- € Einzelzimmerzuschlag
 - 59,- € Zusatzausflug Albanien
- Mindestteilnehmerzahl: 25 Personen

Reiseveranstalter: **wtt**
Rhein-Kurier GmbH, Koblenz

Frankfurter Rundschau
FRREISEN

Information und Buchung: ☎ 0 69 / 21 99 - 34 00 • Montag bis Freitag 08:00 bis 18:00 Uhr
📧 leserreisen.fr.de • 📧 leserreisen@fr.de • 📞 0 69 / 21 99 - 34 01



CHRISTOPH BUSCH, AUTORENBILD: YVONNE SCHMEDEMANN

„Es ergeben sich sehr direkte Blicke.“

Niemanden drängt es, das Geordnete zu erzählen. „Fertige Geschichten sind langweilig“, sagt Christoph Busch

tumsschmerz“. Wegen einer Augen-erkrankung ist Kremm seit seiner Geburt fast blind. Er wählt die Worte mit Bedacht und poetisch. Seine Zuhörer, auch Busch, fordert er mit Zitaten aus Weltliteratur und Musik heraus.

„Ich bin Melancholiker, ich hatte nie den Optimismus im Leben“, sagt Kremm. Er ist mit einem Mann liiert, sie leben aber in getrennten Wohnungen. „Ich wäre gern geselliger, und ich würde gern einen Tanzkurs besuchen, aber das Soziale ist bei mir krisenhaft, leider.“

„Das wird“, sagt Busch, „du hast zu negative Glaubenssätze.“ Kremm seufzt. „Ach.“ Es klingt skeptisch, aber auch ein wenig kokett. Die beiden sind, so wirkt es, ein eingesperrtes Team.

Als Kremm gegangen ist, füllt Busch erneut sein Wasserglas und nimmt einen Schluck: „Mittlerweile glaube ich, dass alles Leid in der Kindheit liegt.“ Die Menschen, die hier unten bei ihm seit Monaten immer wieder und wieder sitzen, sind schnell bei diesem Thema angelangt, obwohl Busch das gar nicht forciert. „Ich meine nicht Missbrauch, die Menschen erzählen von jeder erdenklichen Form von Lieblosigkeit.“ Ein Beispiel? „Herabsetzende Äußerungen: „Das schaffst du doch eh nicht.““

Viele Gespräche in der Kioskwelt, sagt Busch, beginnen ähnlich: „Ich habe da so eine Prägung.“ So als trügen die Menschen einen Stempel, der sie fürs Leben zeichnet. Bei manchen, findet Busch, könne man froh sein, dass sie überhaupt noch leben.

Die Besucher, die ihm ihre intimsten Gedanken anvertrauen, haben Mut. Wer über die Schwelle in die Zweisamkeit des Kiosks tritt und bereit ist, bis in die Kindheit zurückzugehen, hat sich das gut überlegt. Aber auch Busch beweist Courage: „Du stehst hier ganz zur Disposition, du weißt nie, was als Nächstes passiert.“

Eines hat er jedoch von Anfang an begriffen: „Die Menschen wollen ja nicht unglücklicher werden. Sie wollen etwas

für sich tun, sie erhoffen sich vom Kiosk etwas.“ Also gibt er Ratschläge, ist klar in seiner Haltung und versucht, seine Gäste ein bisschen glücklicher zu machen. „Ich reagiere wie ein Freund.“ Er bezieht Stellung, wo ein Therapeut schweigen würde. Wenn jemand in Beziehungsproblemen stecke – wie jener Besucher neulich, der Beziehungen mit zwei Frauen führte –, rät Busch zur Entscheidung. Oder er stellt direkte Fragen – wie bei der etwa vierzigjährigen Frau, die über ihren Burnout sprach: „Wollen Sie noch Kinder?“ Dabei ist Busch jederzeit bewusst: Es ist jedesmal eine Gratwanderung, jemanden nicht zu verletzen.

Manchmal bleibt ihm nichts anderes als zu empfehlen, die Dinge aufzuschreiben, wenn alte Erinnerungen hochkommen oder um das Kreisen der Gedanken zu stoppen. Und manch einer fasst hier bei Christoph Busch im Kiosk den Entschluss, sich therapeutische Hilfe zu suchen.

Die Gespräche kreisen um Trauriges, Dramatisches, selten Lustiges: Trennung, Demütigung, enttäuschte Freundschaft, Schläge – echte oder seelische – und tiefe Selbstzweifel: „Ich bin so schüchtern, ich soll mich verändern, aber ich bin nun mal so“, sagen ihm Besucher. Oft ist er den Tränen nahe – wenn etwa Frauen vor ihm sitzen und von den Schlägen ihrer Ehemänner erzählen. Es sind die Verzweifelten, die Einsamen und oft auch die Alten, die zu ihm kommen.

Die Geräusche von draußen, das mechanische Heranrollen der Züge, das Piepsen der Türen, nehmen die Menschen kaum wahr, so vertieft sind sie. „Hier unten“, sagt Busch, „ergeben sich sehr direkte Blicke.“

Selten liefern seine Gäste ihm, dem Drehbuchsreiber, der schon für den Deutschen Fernsehpreis nominiert war, eine runde Erzählung mit Höhepunkt und glücklichem oder traurigem Ende. Eher sind es kleine Splitter und viel Gedankenchaos. Gefühle, die sie beschäftigen und die sie Busch im U-Bahn-Untergrund anvertrauen. Niemanden drängt es, das Fer-

tige, das Geordnete zu erzählen. Busch sagt: „Die fertigen Geschichten langweilen, sie sind hundertmal erzählt. Irgendwas steckt meist in jeder Geschichte, wo du anfangen kannst.“

Manchmal wird sein Mut herausgefordert, wenn Menschen sich mit einer Diagnose vorstellen: „Ich leide an paranoider Schizophrenie.“ Beunruhigende Bilder tauchten vor Busch auf, vor allem aus Krimis. Doch dann entwickelte sich ein friedliches, vorzügliches Gespräch.

Manchmal ist eine Begegnung eher tragikomisch wie bei dem Besucher in Ledermantel und -käppi, der offenbar an einer Form von Verfolgungswahn litt. Er klopfte an die Tür und sagte, dass Busch doch bloß „die Volksmeinung“ abschöpfen wolle. „Aber meinen Sie nicht auch, dass ich dann kein Ohr aufkleben, sondern das viel unauffälliger machen würde?“, erwiderte Busch. „Am dunkelsten ist es immer unter der Lampe“, gab der Mann grimmig zurück.

Manchmal kommen auch Jugendliche – jeder ab 16 Jahren darf zu ihm herein – und bitten ihn um Rat, weil sie nicht das werden wollen, was die Eltern von ihnen erwarten. Und eines Tages klopfte eine ältere Dame an Buschs Fenster. Sie hatte bloß eine Station fahren wollen, doch dann war die U-Bahn im Tunnel stecken geblieben – eine unerträgliche Situation, da sie an Klaustrophobie litt. Nachdem der Zug rückwärts aus dem Tunnel gerollt war, sei sie mit letzter Kraft zu Buschs Kiosk gegangen – dorthin, wo sie jemandem von ihrer Angst erzählen konnte. Die Enge und die Dunkelheit im Tunnel habe sie nur ertragen, indem sie sich an ein Gedicht erinnerte, das sie als junges Mädchen in der Schule hatte lernen müssen. „Nis Randers“, eine Ballade von Otto Ernst über ein Schiff in Seenot. Über ihre erfolgreiche, wenn auch unfreiwillige Konfrontationstherapie, ihre „Meisterprüfung“, musste sie dann später fast lachen. Nur mit Mühe konnte Busch sie davon abhalten, als weitere Mutprobe durch den Tunnel nach Hause zu spazieren.

Er gibt Ratschläge, ist klar in seiner Haltung und versucht, seine Besucher ein bisschen glücklicher zu machen

Warum hat er mit seinem Zuhör-Kiosk einen solchen Nerv getroffen? Ist es die Einsamkeit der Menschen? Busch schüttelt den Kopf. „Ich glaube, es ist die heutige Instagram-Welt mit dem Zwang zum Smilen und Grinsen.“ Die Menschen fänden keinen Platz für ihre negativen Gefühle, sie spürten einen Druck, ständig in guter Stimmung zu sein, auch bei Freundschaften. Das überfordere viele. Ihm aber, dem Fremden, könnten sie ihr wahres Gesicht zeigen, zu depressiven Phasen, Stimmungsschwankungen und eigenem Scheitern stehen. In der U-Bahn-Welt sieht Busch erschöpfte, unzufriedene Gesichter, ungeschminkte Gefühle statt geschönter Bilder. Die Kioskwelt sei weit weg von Instagram und freudig fotografiertem Essen oder inszenierten Küssen am Strand.

Dabei wirkt Busch wie ein zufälliger Bekannter, wie der Sitznachbar im Zug, den der Zufall dorthin gesetzt hat. Niemand muss ihn wiedersehen. Er hört zu, und er fühlt mit, für diesen Augenblick. Es fehle nämlich auch die Resonanz, glaubt Busch, das Gefühl, miteinander durch Empathie verbunden zu sein. Viele, die vorbeiströmen und das Schild sehen „Ich höre Ihnen zu“, heben den Daumen und bleiben einen Augenblick an der Luke stehen: „Toll, dass Sie das machen. Das fehlt heute.“

„Hier unten bekommst du säckeweise gutes Karma“, sagt Christoph Busch. Vielleicht ist er deswegen schon fast süchtig nach all den Geschichten. Der Kiosk ist für den 73-Jährigen zu einem Sinnstifter geworden. „Nie hätte ich zu Beginn gedacht, dass da so viel Seele und Gefühl drinstecken.“ Die vielen Splitter aus fremden Leben empfindet er heute wie Geschenke, auch wenn sie mit viel Schmerz verbunden sei.

Doch nimmt er nicht auch viel davon mit nach Hause? Manches, räumt Busch ein, erzähle er am Abend seiner Frau. Er überlegt. Aber, nein, im Gegenteil, er empfinde eher eine neue Leichtigkeit.

Freunde hätten ihm geraten, dringend Supervision, also therapeutische Beratung, in Anspruch zu nehmen. Doch Busch genießt es, eine Art Seismograph des Lebens zu sein. So nehme er sich selbst als lebendiger wahr.

„Der Kiosk hat mich verändert: Ich habe hier Gefühle gefühlt, die ich bislang nicht kannte.“ Und er sei ungewollt zum Zeitgeistdiagnostiker aufgestiegen. „Ich habe beobachtet, dass die Menschen alle eine Sehnsucht nach Spiritualität haben und sich ihren Glauben selbst basteln.“ Mit den Geschichten spürt er die Widersprüche der Zeit stärker, begreife mittlerweile sogar die Parteienkrise und die der Kirche. „Die Menschen fühlen sich nicht verstanden. Der Kiosk hat mich wieder politisiert.“

Mittlerweile vergibt Busch sogar Termine: Man kann sich bei ihm telefonisch oder per E-Mail anmelden, aber natürlich ist er auch nach wie vor offen für spontane Gäste. Und er ist nicht mehr allein: Eine „Ohrengruppe“ von 14 Menschen teilt sich das Zuhören auf, darunter auch der Pfarrer aus Buschs Wohnhaus.

18 Uhr, es klopf an die Kioskstür. Ove Thomsen, ein lässiger Typ mit Katzen-T-Shirt und verwuschelten Haaren, 30 Jahre, von Beruf Musiker, kommt zum Schichtwechsel, um Busch abzulösen. Seit Kurzem arbeitet er mit in der Gruppe, sitzt für zwei Stunden im Kiosk. „Die krassen Fälle“, sagt Ove, habe er noch nicht gehabt. Vielleicht zieht eben jedes Ohr ganz bestimmte Gäste im Kiosk an: Zu Ove kommen Besucher mit kleinen Geschichten, zum Beispiel jene alte Dame, die ihm erzählte: „Ich komme vom Friedhof, und ich habe einen Piccolo-Sekt gewitzschert.“ Nach einer langen Zeit des Schmerzes und Trauer über den Tod eines nahestehenden Menschen habe sie an diesem Tag bemerkt, dass diese Phase überwunden sei. „Das wollte ich mit Ihnen teilen“, sagte die Dame, stand auf und sagte ein Hamburger „Tschüss“.

Und manchmal ist der Kiosk einfach nur eine Insel der Herzlichkeit inmitten von Bahngleisen: „Du gehst mit einer



ACHIM MUTHAUPT

„Hier unten bekommst du säckeweise gutes Karma.“



FR7-Autorin Stefanie Maeck lebt in Hamburg und war von Buschs Kioskidee gleich fasziniert. Ob sie selbst ihm etwas anvertraut hat, bleibt aber natürlich geheim.

Haben Sie sich mal nur auf die Ohren Ihrer Mitmenschen konzentriert? Wenn nicht, machen Sie das auf gar keinen Fall. Ich warne Sie: Der Mensch wird absonderlich, wenn man sich auf dessen Ohr fokussiert. Denn sieht man von der Funktion ab, ist das menschliche Ohr an Eigentümlichkeit kaum zu überbieten. Dabei ist es genau so individuell wie ein Fingerabdruck. In der Forensik machen sie Luftsprünge, wenn ein Ohrenabdruck am Tatort gefunden wird. Aber selbst diese Besonderheit macht das Ohr als solches ja nicht ansehnlicher. Es spielt dem Ohr auch nicht in die Karten, dass es im Laufe des Lebens immerzu wächst. Aus Ohr-läppchen werden Lappen.

Neuerdings wachsen mir Haare am Tragus, jenem Knorpel am Eingang des Gehörgangs. Manchmal zupfe ich auch welche vom Antitragus. Ich werde Ihnen jetzt nicht verraten, wo das genau ist. Das ist mir zu intim. Seit mein Blick vermehrt auf Ohren fällt, komme ich mir da seltsam nackt vor. Über die Freizügigkeit der anderen kann ich mich nur noch wundern.

Wenn meine Friseurin fragt, ob sie die Ohren freischneiden soll, finde ich das inzwischen obszön und lehne irritiert ab. Neuerdings überlege ich, ob ich ein Stirnband tragen soll, das die Ohren verdeckt, aber dann würden sich die Leute fragen: „Was ist denn nur mit seinen Ohren? Hat er da was? Was Ekliges?“ Klar habe ich da was Ekliges: Manchmal fallen übelriechende Schmalzbröckchen aus meinem Ohr. Das ist aber bei jedem so. Bei Ihnen auch. Oder etwa nicht? Nicht?!

Zugegeben, ganz ohne Ohren wäre natürlich auch nicht so gut; nur mit so zwei Löchern im Kopf. Wobei ein Seehund ja auch keine Ohren hat, und trotzdem findet man ihn süß. Nur mal angenommen, man würde einem Außerirdischen ein Bild von Heidi Klum vorlegen, würde der dann sagen: „Iiuh, guck dir nur mal dieses

widerliche Gewächs rechts und links vom Kopf an?“

Nun sehe ich mir Heidi Klums Ohren genauer an und bin erstaunt. Sie war bislang eine der Frauen, die ich von jeher für ihre Schönheit bewunderte. Heute stelle ich fest: Heidi Klum hat sehr, sehr große Ohren. Anscheinend ist deren Beschaffenheit weniger ausschlaggebend für den Erfolg eines Schönheitsidols. Wobei ich jetzt nicht sagen will, dass Heidi Klum unschöne Ohren hat – nur eben sehr große.

Ich habe ja hingegen sehr kleine Ohren. Meine Frau sagt, ich hätte die kleinsten Ohren, die sie kenne. Meine Frau und Heidi Klum haben sehr viel größere Ohren als ich. Das lässt mich grübeln. Bin ich nicht Mann genug, wenn die eigene Frau größere Ohren hat? Ich surfe auf Internetseiten der plastischen Chirurgie und erfahre, dass man Ohren bis zu 30 Prozent verkleinern kann – von Vergrößern ist jedoch nicht die Rede. Nach einem Unfall kann eines rekonstruiert werden, aber das Ohr je nach Belieben verlängern, verbreitern oder männlicher erscheinen lassen, wird pauschal nicht angeboten.

Plötzlich kann ich überhaupt nicht mehr nachvollziehen, dass Ohren bei der Partnerwahl eine so untergeordnete Rolle spielen. Segelohren vielleicht. Aber liegt ein Ohr erst an, geht es meist unter. Brüste, Behaarung, Penis, Füße, Gewicht, Augen, Muskulatur, Hintern – alles wird in Augenschein genommen und mit den Vorlieben verglichen, doch um die Ohren schert sich niemand. Dabei sind die meist sichtbar und nackt. Oft hängen Ringe dran, dann schaut man sich die Ringe an, aber selbst dann geht es selten um das Ohr als solches.

Oder schlägt uns da die Verdrängung ein Schnippchen? Kommt da etwa ein neurologischer Prozess in Gang, der das Ohr seiner absurden Form wegen aus unserer Wahrnehmung streicht? Wobei, so ganz stimmt das ja nicht, es soll auch Ohrfetischisten geben, Tendenz steigend. Seit 1999 sogar 200 Prozent mehr als zuvor. Ich lese über die Erregung durch Ohren. Von Ohrverkehr. Ohr an Ohr, Finger im Ohr, Sexualspielzeug im Ohr, Glied im Ohr – oh Gott, jetzt bekommt die Überschrift eine ganz andere Bedeutung – und Fuß im Ohr, wobei sich Letzteres mit dem Fußfetischismus vermischt. Wie finden Sie die Ohren Ihres Partners? Ganz ehrlich, könnten Sie Form und Beschaffenheit beschreiben, ohne hinzugucken?

Zwei Dinge noch – erstens: Seit ich mich nun zwanghaft für Ohren interessiere, finde ich Mr. Spock irgendwie anziehend, und ich will das nicht. Zweitens: Haben Sie sich mal nur auf Nasen konzentriert?



Schauspieler Oliver Wnuk schreibt auch gerne mal für FR7. Zur Zeit wird sein Drehbuch „Freddy – Das Leben ist kein Kindergarten“ für die ARD in Konstanz mit ihm in der Titelrolle verfilmt.



Aufs Ohr gekommen

Warum spielt das Hörorgan bei der Partnerwahl eigentlich keine Rolle? Schauspieler Oliver Wnuk schaut genau hin

7 Sachen

1/7

Von Alexander Oetker

Ich wär so gerne ... Austernzüchter

Ich habe mal mehrere Stunden lang in Gummistiefeln und einer viel zu großen Wathose mitten im Bassin d'Arcachon gestanden. Es war Mitte Dezember.

Deshalb war es selbst in dieser wohl mildesten Region Frankreichs so kalt, dass sich die wenigen nackten Stellen meines Gesichtes, die von der Fischermütze und dem dicken Schal nicht bedeckt waren, anfühlten, als würden sie direkt absterben. Wenigstens lief die Nase nicht mehr, selbst dafür war es zu kalt – ich erspare Ihnen die Details.

Der Wind wehte herüber vom Atlantik, drüben lag der Leuchtturm des Cap Ferret in der Wintersonne, es war klar, glasklar, Schneeluft. Doch es gab keine Ausreden, das hier musste getan werden: So wuchtete ich zusammen mit Austernzüchter Fabrice einen *poche* nach dem anderen auf sein flaches silbernes Boot. *Poches* – so heißen die Säcke, in denen die edlen Meeresfrüchte zwei Jahre lang großgezogen werden. In denen die Gezeiten sie die Hälfte des Tages mit Wasser bedecken und dann wieder die andere Hälfte unter freiem Himmel schlafen lassen. In einem dieser durchlässigen Säcke sind rund 15 Kilo Austern – und es lagen Hunderte *poches* bereit – eine elende Plackerei, die Stunden dauerte. In der Wathose wurde es reichlich warm.

Irgendwann am Nachmittag mussten wir noch eine Weile warten, bis die Flut genug Wasser in die Bucht gedrückt hatte, damit wir ohne Untiefen zurück in den Hafen fahren konnten. Eine Verschnaufpause der besseren Art: Es gab ein frisches *Sandwich jambon-fromage*, dazu heißen Café aus einer Thermoskanne. Ich weiß bis heute nicht, ob da auch Alkohol drin war.

Als wir einliefen, wurden wir sehnsüchtig erwartet, von Fabrices Team. Die Austern wurden an Land gehievt und sofort ins UV-Bad gebracht, wo sie einen Tag liegen müssen, damit alle Bakterien und Unreinheiten sterben – und nicht etwa die Menschen, die unsaubere Austern essen.

Diese Zeit im Jahr, die ist für Fabrice im Port de Larros von Gujan-Mestras, eine Stunde südwestlich von Bordeaux, die wichtigste – denn Weihnachten und Neujahr ohne Austern, das ist für die Franzosen bis heute unvorstellbar. Kaum eine Familie, die keine *hûîtres* verspeist, auch wenn es dazu natürlich keinen Champagner, sondern nur Weißwein gibt. Die feinen Bläschen würden den Geschmack der Austern stören.

So kommt es, dass die Züchter im Bassin von Arcachon alle ein ziemlich dickes Fell haben müssen – Tag für Tag in der grimmenden Kälte mitten im Meer, diese elende Plackerei, die ganzen Säcke, das kalte Wasser, die Einsamkeit.

Und doch war da etwas Magisches, an diesen Tagen der Austernrecherche: Ich, urbanes Stadtkind, stets eine Hand am iPhone, die andere am – mittlerweile gottlob mehrwegfähigen – Kaffeebecher, Termine über Termine, zwischen Journalismus und Büchern irgendwie eingeklemmt, spürte von Stunde zu Stunde, wie der Blutdruck abfiel, der Atem sanfter wurde, der Blick verklärter. Und das lag nicht am nahenden Kälteschock.

Nein, es war diese Ruhe da draußen. Die roten Wangen von Fabrice, der so wenig sprach wie eine Auster, und wenn er dann mal sprach, dann war es immer wichtig. Der sich so auf genau das konzentrierte, was er da gerade tat, die Austern säubern, die Babyaustern kontrollieren, das Boot richtig beladen, und der nur einmal ans Handy ging, um seiner Frau zu sagen, dass alles gut ist.

Es war die gute Art von Einsamkeit da draußen, Konzentration aufs Wesentliche, Achtsamkeit, ohne dass das Wort zu einem Label wird.

Zudem lernte ich so viel von dem wuchtigen Austernzüchter mit dem breiten Akzent des Südwestens: Dass sie die Wächter des Klimawandels sind, dort draußen, weil sie die Veränderungen des Wetters spüren, lange vor uns, die wenigen, dafür aber viel kälteren Tage im Winter, die lange Hitze im späten Sommer, die die Viren zu den Meeresfrüchten bringt, die ihre Existenz bedrohen können. Ich lernte, dass es Austerndiebe gibt, oft Züchter selbst, die, um der Pleite zu entgehen, sich ihre Einnahmen bei Ebbe zusammenklauen müssen – und Frankreichs Gendarmerie hat extra eine Einheit gegründet, um die Diebe mit einem Boot dingfest zu machen.

Die Ironie der Geschichte: Ich hab Austern nie gemocht. Die ersten glibberigen Versuche mit meinen El-

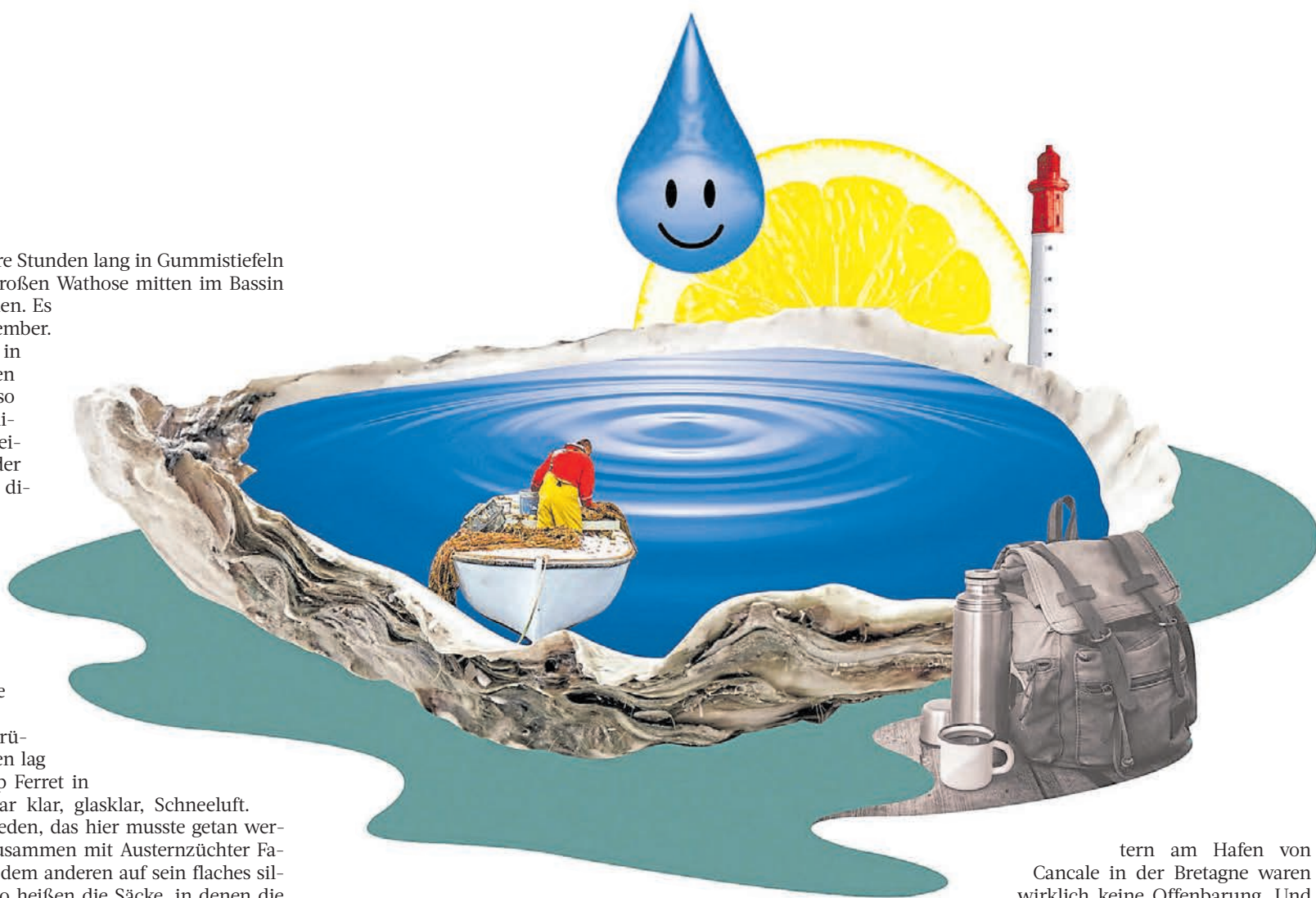
tern am Hafen von Cancale in der Bretagne waren wirklich keine Offenbarung. Und auch daheim in Berlin in den Galeries Lafayette war mir die Vorstellung, hier ein lebendes Wesen mit Zitrone zu beträufeln und dann zu verschlucken, irgendwie nicht ganz geheuer.

Aber dort, am Hafen von Gujan-Mestras, als Fabrice die Etagere mit den zwölf Austern abstellte, sie mit dem Messer (und natürlich ohne Metallhandschuh) öffnete, es frisches Brot und Schalottenessig gab und unter dem kalten Winterhimmel ein Glas Weißen aus dem Graves, an diesem Tag aß ich die erste Auster und konnte gar nicht mehr aufhören. Diese Frische, dieser Geschmack nach Meer und Jod und Salz und Leben – das war unglaublich. Und sicher war da auch der Stolz – Austernfischer für einen Tag – und das Glück, dem Kältetod im Meer noch mal von der Schippe gesprungen zu sein.



Schriftsteller Alexander Oetker schreibt die erfolgreiche Kriminalromanreihe um Luc Verlain. Der dritte Teil „Winteraustern“ erscheint am Montag.

Seine Lesetour führt Alexander Oetker unter anderem am 8. November, 20 Uhr, in die Villa Herrmann in Ginsheim-Gustavsburg. Alle Termine unter www.hoffmann-und-campe.de.



Update
Von Kathrin Passig

Filter und Fakten

Vor acht Jahren ist der Begriff der „Filterblase“ in den Diskussionen um Internetangelegenheiten aufgetaucht und seitdem nicht mehr verschwunden. Es ging damals vor allem personalisierte Suchergebnisse zum Beispiel bei Google, die die Vorlieben einer Person aus deren bisherigem Nutzungsverhalten abzuleiten versuchen. Dadurch bekomme man, so lautete der Vorwurf, nur noch Informationen vorgesetzt, die eine schon vorhandene Meinung weiter verstärken. Das deutsche Wort „Blase“ klingt fragil, nach etwas, das schnell wieder platzt. Gemeint ist aber ein robuster Raum, der von den Ansichten anderer Menschen abgeschottet.

Seit den US-Wahlen von 2016 geht es, wenn das Wort Filterblase fällt, kaum noch um personalisierte Google-Ergebnisse. Die Diskussion hat sich auf die Vorgänge in sozialen Netzwerken verlagert. Gleichgesinnte, so heißt es, bestärken einander in ihren Meinungen, fallen auf falsche Nachrichten herein, bekommen von anderen Lebensweisen nichts mehr mit und entfernen sich so immer weiter von anderen Gruppen. Sortier- und Empfehlungssysteme, die bei Facebook bestimmte Beiträge in der Timeline sichtbar machen und bei Youtube zu ähnlichen Videos führen, unterstützen diese Aufspaltung in Parallelwelten.

So lautet jedenfalls die Theorie.

Eine Studie aus dem Jahr 2018 (Shore, Baek und Dellarocas) ergab jedoch, dass die überwiegende Mehrheit der aktiven Twitter-Nutzerinnen und -Nutzer dort im Widerspruch zur Filterblasentheorie Nachrichten schreibt, die politisch nicht extremer sind als diejenigen Nachrichten, die sie zur Kenntnis nimmt, sondern moderater. Die typische Twitter-Timeline enthält Links zu Nachrichtenartikeln aus dem gesamten politischen Spektrum. Die Intensiv-Twitterer folgen politisch noch diverseren Accounts als die Normalnutzer. An Kontakt zu anderen Sichtweisen mangelte es keiner der beiden Gruppen.

Eine weitere 2019 erschienene Studie (Becker, Porter und Centola) widmet sich der Frage, wie die Beobachtung der „Wisdom of Crowds“ zur Filterblasentheorie passt. Die Idee von der „Wisdom of Crowds“ ist älter als das Netz und beschreibt, dass Menschen in der Summe ihrer Meinungen zu besseren Zukunftsvorhersagen oder Schätzwerten gelangen als Einzelne, selbst wenn diese Einzelnen Fachleute sind, weil sich die individuellen Irrtümer gleichmäßig verteilen.

Nach der Filterblasentheorie müsste die Situation in sozialen Netzwerken diesen Effekt verhindern, und die Irrtümer müssten in eine bestimmte Richtung ausschlagen. Die Studie – die allerdings in einer experimentellen Umgebung und nicht in einem realen sozialen Netzwerk durchgeführt wurde – kommt zum entgegengesetzten Schluss: Selbst wenn zwei politisch polarisierte Gruppen gar nicht direkt miteinander kommunizieren, führt schon der Austausch innerhalb der jeweiligen Gruppen zu korrekteren Ergebnissen bei



Hier schreibt Kathrin Passig jede Woche über Themen des digitalen Zeitalters. Sie ist Mitbegründerin des Blogs „Techniktagebuch“. www.kathrin.passig.de

Lesen Sie ihre Kolumnen auch online unter www.fr.de/update

Faktenfragen und reduziert die Radikalisierung.

Eine dritte Studie aus dem Jahr 2019 (Nguyen und Vu) untersuchte die Frage, ob Menschen, die ihre Politiknachrichten vorwiegend aus sozialen Netzwerken beziehen, dadurch stärker radikalisiert werden als solche, die sich auf Radio, Fernsehen, Zeitungen oder das Netz außerhalb sozialer Netzwerke verlassen. Zu diesem Zweck analysierten die Autoren die in der „Eurobarometer“-Umfrage von 2016 abgefragten Ansichten über die EU. Wie sich herausstellte, hat die Wahl der Nachrichtenquelle keinen signifikanten Einfluss.

Die Vorstellung, dass die Meinungen anderer Leute irgendwie durch eine technische Neuerung verursacht werden, ist attraktiv, aber nicht so leicht zu belegen. Dass die falschen und empörenden Meinungen anderer Leute in den vergangenen Jahren überhaupt zum Debattenthema geworden sind, hat mit ihrer gestiegenen

Sichtbarkeit zu tun. Man kann den sozialen Netzwerken aber nicht vorwerfen, dass sie hermetisch abgeschottete Räume erzeugen und dass sie uns gleichzeitig mit der Existenz der darin vertretenen Ansichten konfrontieren. Zuverlässig funktionierende Filterblasen würden die Welt friedlicher und einmütiger wirken lassen, nicht umgekehrt.

Selbst wenn ich mich im Netz einer Gruppe aus hundertprozentig konformen Befürwortern des großen ß in der Typographie oder Gegnern einer Fahrradhelmpflicht anschließe, wird es darin auch um Fragen des Sprachgebrauchs, der Politik und der Haustierhaltung gehen. In diesen Fragen wird nicht nur keine Einigkeit herrschen, ich werde dadurch auch von Lebensweisen und Ansichten erfahren, die mir bis dahin ganz unbekannt waren. Das ist lästig, aber leider unvermeidlich. Man hört, es sei sogar schon vor der Erfindung des Internets so ähnlich gewesen.

Soziale Netzwerke sollen Radikalisierung fördern und zu Parallelwelten führen. Gibt es dafür wissenschaftliche Belege?



3/7

Sieben Gründe Bruce Darnell gut zu finden



Er gilt vielen nur als exaltierte Drama-Queen mit lustigem Ami-Akzent und sexy Hüftschwung – doch der Choreograf hat noch mehr drauf.

1

Bruce Darnell hat Facetten, die man ihm gar nicht ansieht. Im Fernsehen gibt er das emotionale Weichei. Wenn etwa bei „Germany’s next Topmodel“, wo er 2006 als Modelcoach bekannt wurde, ein Mädchen kein Foto bekam, liefen ihm schon mal Tränen aus den treuen Kulleraugen. In Wahrheit ist der Choreograf ein tougher Typ, der als Fallschirmjäger sechs Jahre beim US-Militär gedient hat.

2

Seine Zähigkeit bewies er auch, als er fünf Jahre lang vergeblich bei den Castings von Hermès aufmarschierte. Irgendwann hat das Modeunternehmen schließlich nachgegeben, und siehe da: Auf den Laufstegen der Welt machte Darnell – auch für Kenzo und Issey Miyake – eine hervorragende Figur.

3

Für den gebürtigen US-Amerikaner ist Alter keine Kategorie. Mit dem Modeln hat er nach eigenen Angaben erst als 30-Jähriger angefangen. Da dürfen andere allenfalls noch Werbung für Schmerzgel machen. Jetzt ist er 62 – und sieht immer noch 30 Jahre jünger aus als der sonnengegerbte Dieter Bohlen in seinen Checker-Hoodies.

4

Nicht viele Männer haben Sätze geprägt, die die Welt bewegten. „Ich habe einen Traum“ (Martin Luther King), „Yes, we can“ (Barack Obama), „De Handetasche muss lebendisch sein“ (Bruce Darnell).

5

Der Entertainer ist in manchen Dingen herrlich altmodisch. Er weiß zum Beispiel, dass sich Personality nur persönlich oder allenfalls über die Kamera vermitteln lässt. Deshalb ist er weder auf Facebook noch auf Instagram mit einem eigenen Account zu finden. Beispielhaft!

6

Seit Jahren hält er es beim „Supertalent“ neben Dumpfbacken wie Bohlen, Sylvie Meis oder Sarah Lombardi aus. Wenn jedoch das Niveau ins Unerträgliche sinkt, verabschiedet sich Darnell auch mal vom Jurypult. „So ein Arsch kann man nicht sein“, kommentierte er etwa unlängst den Auftritt einer Australierin, die sich Würste in ihren als Hundekopf bemalten Hintern schob.

7

Über sein Privatleben gibt der Coach normalerweise so gut wie nichts preis, über einen Partner ist nichts bekannt. Nur so viel erzählte er kürzlich einem Reporter: Zuhause laufe er gerne mal im Schlafanzug herum und mache Hausarbeit. Klingt das nicht wunderbar bodenständig?

Sandra Danicke



DPA, IMAGO IMAGES, AUTORENBILD: PETER JÜLICH

4/7

Ich habe Ihnen einen Fummel mitgebracht

Von Manuel Almeida Vergara

Grace Kelly, Jackie Kennedy, ja selbst die Queen, sie alle hätten sich gefreut über mein Mitbringsel. Um den Hals, um den Kopf, streng an die Tasche geknotet oder locker in der Hand gehalten – die Beziehung zwischen der mondänen Frau und dem leichten Seidentuch ist eng. „Wenn ich eines trage, fühle ich mich mehr als Frau, als schöne Frau“, sagte Audrey Hepburn gar einmal. Es mögen die feingliedrigen Muster in sinnlichen Farben sein, der sanfte Griff und weiche Fall, die diese tiefe Liebe am Leben halten. Oder, und das ist viel wahrscheinlicher, es ist das Wesen des Seidentuchs an sich, sein Ursprung, der nicht in der Funktion, sondern lediglich in Schönheit und Status liegt. Besaß der Schal seit jeher eher einen schützenden Charakter, ist die einzige Daseinsberechtigung seiner seidenen Schwester der schöne Schein.

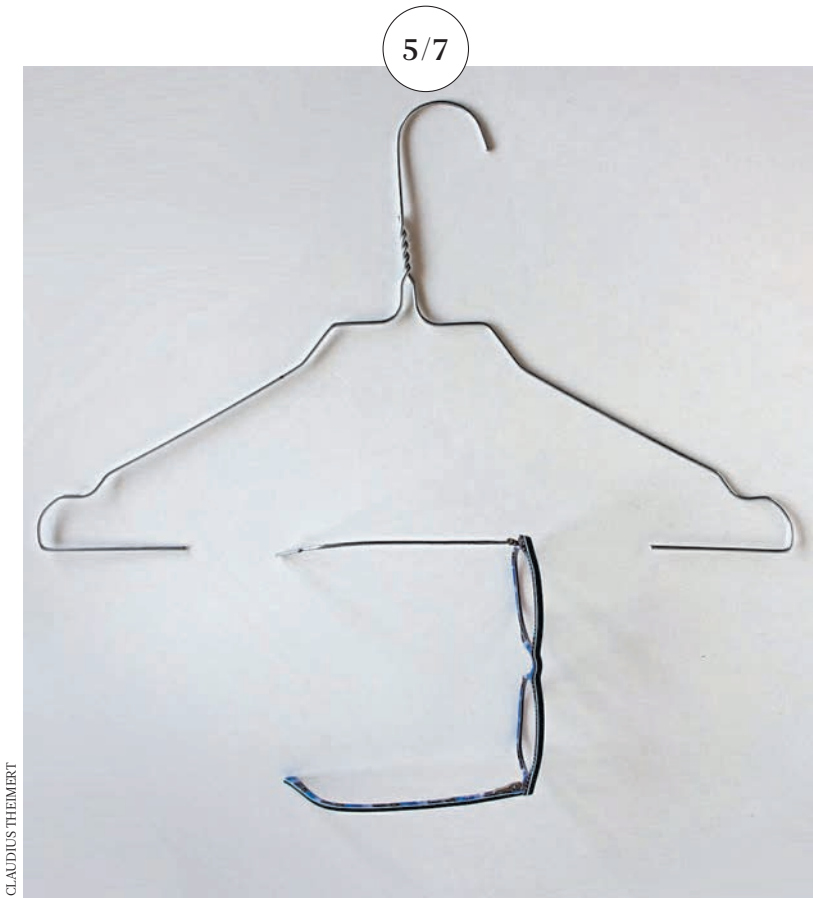
Tücher aus anderen Materialien soll Nofretete schon 350 vor Christus um den Kopf getragen haben, wohl auch, um sich vor der sengenden Sonne Ägyptens zu schützen. Die Römer hüllten lange Stoffstücke um Hals und Hüfte, um rinnenden Schweiß aufzunehmen. Und seit der Mensch die Stricknadel zu bedienen weiß, schlingt er sich im tiefsten Winter dicke Wollschals um. Der Seidenschal aber rückte erst im 17. Jahrhundert ins Rampenlicht, als kroatische Soldaten mit ihm ihren Rang anzeigten. Ludwig van Beethoven machte ab 1810 formschön um den Hals geknotete Exemplare populär, zwei Jahrzehnte später integrierte Queen Victoria den Seidenschal in ihre Modeuniform. Und seit die Traditionsmarke Hermès ab den 1930ern ihre Seidencarrés produziert, in denen bekanntlich 2000 Arbeitsstunden stecken, sind die Teile ohnehin zum Statussymbol geworden. Eben weil sie einer richtigen Funktion

gar nicht bedürfen, nichts sind als sündige Wonnen. Quadratisch, gar nicht praktisch, aber gut, könnte man sagen. Oder die zarteste Versuchung, seit es Mode gibt, um einen weiteren Schokoladenvergleich zu bemühen. Von dem ist es zur aktuellen Mode gar nicht weit.

Denn die hat sich nun endlich abgewandt vom umfassenden Sporttrend, der sich maßgeblich über seine Funktionalität definiert. Von einer Art „Neobourgeoisie“ spricht das belgische Magazin „Le Soir“ sogar, das Seidentuch jedenfalls sieht man wieder vermehrt auf der Straße, in den Boutiquen von Gucci bis Loewe sowieso, die deutsche „Vogue“ widmete ihm im September eine halbe Strecke. Überaus interessant, dass in den jüngeren Saisons gleich mehrere Designer ausgerechnet an der fabelhaften Funktionslosigkeit des Seidenschals zu drehen versuchten. Demna Gvasalia für Balenciaga im Herbst 2016, Dries Van Noten im Sommer 2018, Richard Quinn im vergangenen Winter: Sie alle ließen seidenen Tücher zu Tops und Kleidern aneinandernähen – und gaben ihnen so eine Funktion. Nötig hat das Seidentuch diese natürlich trotzdem nicht.



Nofretete hat Manuel Almeida Vergara auf eine Idee gebracht: Mit seinem Seidenschal könnte er auch mal sein Haupt vor der Sonne schützen.



CLAUDIUS THEIMERT

Mach's dir selbst

Sandra Danicke entdeckt Alltagsprovisorien

Manchmal muss es wirklich schnell gehen. Bei einem Wasserrohrbruch zum Beispiel. Oder wenn – wie bei FR7-Leser Claudius Theimert geschehen – sich der Brillenbügel des Sohnes einfach verabschiedet. Eine neue Brille bekommt man schließlich nicht von heute auf morgen. Soll man da etwa das Kind halb blind durch die Welt laufen lassen? Herr Theimert fand eine Lösung, die für Entspannung sorgte. Mit Hilfe eines Kleiderbügels bastelte er für seinen Sohn Julian ein Provisorium, das auch optisch durch schlichte Eleganz überzeugt.

Sie haben auch ein Provisorium in Ihrem Alltag? Schicken Sie uns ein Foto unter FR7@fr.de. Die besten werden veröffentlicht.

6/7

Häuptling Eigener Herd

Kabeljau mit Weinkraut im Strudelteig

Von Vincent Klink

Wir Profiköche befinden uns mitten in der Fermentationswelle, Oma und ihre Kochprinzipien sind schwer angesagt. Aber Vorsicht, Nostalgie verschiebt den klaren Blick. Sauerkraut (durch Milchsäure fermentierter Kohl) riecht oft wie schon mal gegessen. In Besenwirtschaften oder Äppelwoiwirtschaften matscht oft ein Gemenge, von dem behauptet wird, dass es mit jedem Aufwärmen besser schmecke. Ohne Frage ist das eine super Schutzbehauptung aller Köche und Köchinnen. Zu lange gekocht oder aufwärmt beleidigt das Kraut unsere Nasen und kann obendrein noch zu gewaltiger Flatulenz führen. Asien dagegen, wo sehr viel Kohl, frisch oder fermentiert (Sauerkraut), gegessen wird, ist komplett frei vom Oxydationsmief des Kohls.

Zutaten für zwei Personen
Strudelteig: 125 ml Wasser aufkochen, 25 g Butter und 25 g Zucker darin auflösen. 150 g Mehl in eine Schüssel und das heiße Gemenge unterkneten, bis der Teig glatt ist. Schüssel mit einer Folie dicht verschließen und für eine Nacht in den Kühlschrank stellen. Dies

Rezept funktioniert wirklich und ist für jegliche „Strudelei“ geeignet. Füllung: 250 g Kabeljaufilet, 2 Zwiebeln, so fein gehobelt wie das Kraut, 200 g Sauerkraut, frisch aus dem Fass, 1 Knoblauchzehen, 1 TL Bio-Gemüsebrühepulver, hefefrei, 1/4 l trockenen Weißwein, 1 EL Zucker, 1 Lorbeerblatt, 1 TL zerdrückte Wacholderbeeren, 1 EL Butter

Zubereitung
Schalotten mit etwas Butter in der Pfanne glasig dünsten, den Knoblauch etwas später dazu, da er schnell dunkel wird. Nichts darf braun werden, deshalb nur mäßige Hitze. Wein und restliche Zutaten mit dem Kraut hineingeben. Auf dem frischen Kraut, das man auf jedem Wochenmarkt bekommt,

muss ich bestehen. Mit einer Gabel lockern und vermengen, pfeffern und salzen. 15 Minuten kochen. Die Flüssigkeit sollte sich restlos verflüchtigt haben, dazu eventuell den Deckel abnehmen und bei großem Feuer reduzieren. Die Butter untermischen. Das Ergebnis ist elegantes Kraut, das nichts mit dem schwer verdaulichen erdfarbenen Müffeltkraut zu tun hat. Den Teig auf gut bemehltem Tisch auswellen, mit dem Handrücken untergreifen und dehnen, bis der Teig einigermaßen dünn ist. Damit kann man fast alles einwickeln, auch Apfelstrudel. Mit der Übung steigt der Ehrgeiz für superdünnen Teig. Heute aber keine Exzesse: Wir schneiden circa 20 cm breite Teigquadrate. Jedes mit flüssiger Butter bestreichen und eventuell mit Brotkrumen bestreuen. Ausgedrücktes Sauerkraut und je ein Stück gut gesalzener Fisch darauf legen. Zu Päckchen packen, diese mit flüssiger Butter bestreichen und im vorgeheizten Ofen etwa 5 Minuten goldbraun backen. Zum Anrichten etwas Sauerkraut in den Teller geben, Strudelpäckchen daraufsetzen und ein wenig Sauerkrautsaft drübergeben.



Vincent Klink kocht in seinem Stuttgarter Restaurant „Wielandshöhe“ und bisweilen auch im Fernsehen.

7/7

Hier kommen Tiere Arbeiterkinder

Langjährige Beziehung, trautes Heim, und ständig kommen Kinder zur Welt – denkbar schlechte Voraussetzungen für heißen Sex. Nicht so bei den Graumullen, die ihr Liebesleben bis ins hohe Alter pflegen. Allerdings nicht alle. Nur die Eltern, die ihren Clan – obwohl Säugetiere – ähnlich wie Bienen organisieren, treiben es ständig und werfen am laufenden Band Junge. Die müssen dann

arbeiten, kleine Geschwister versorgen und Höhlen ausbauen. Das war's. Höchstens zuschauen dürfen sie beim Elternsex. Die Lust vergeht ihnen trotzdem nicht: Trifft ein Männchen beim Graben zufällig ein Weibchen aus einer fremden Familie oder umgekehrt, fallen beide übereinander her und brennen zusammen durch. Oft ist Familie halt doch nur eine Notgemeinschaft. res



Einer geht noch!

